



Leseprobe aus Jansen, Herzsteine, ISBN 978-3-407-74864-5

© 2018 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74864-5)

[isbn=978-3-407-74864-5](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74864-5)

TEIL I

DIE INSEL

Die Nacht dauert lang, aber schließlich
kommt der Tag.
(Afrikanisches Sprichwort)

EINS

Seit dem Tag, als ich Kanamas Kopf gefunden habe, hört niemand meine Stimme mehr.

Kanamas Kopf lag in einem See von Blut mitten auf dem Weg zu unserem Haus. Sie sah mich an mit ihren großen dunklen Augen, die so unbeschreiblich glänzten, wenn sich die Sonne darin spiegelte.

Die allerliebsten Augen der Welt. Jetzt waren sie starr und blind und ohne Licht.

Als ich schreien wollte, löste sich meine Stimme nicht. Sie war irgendwo im Dunkeln eingesperrt.

Sam lehnt den Kopf an den Rücksitz des Vans und schließt die Augen, in denen noch Tränenreste brennen. Alles Grau in Grau da draußen, Pisswetter, und das mitten im August. Wie es aussieht, heult der Himmel gerade mit ihm um die Wette.

Solange sie noch in der Stadt unterwegs sind, will er lieber überhaupt nichts sehen. Er kennt den Weg zur Autobahn genau. Gleich, wenn sie den Park hinter sich gelassen haben, werden sie eine Zeit lang parallel zur Elbe fahren. Den Fluss vermisst er jetzt schon, genauso wie die Alster und den Schwimmverein – Wasser ist sein Element, er könnte auch als Fisch geboren sein.

Da, wo es hingehet, werden sie von Wassermassen geradezu umzingelt sein.

Mum kann nicht schwimmen.

Dem Geräusch des Motors lauschend redet Sam sich ein, dass

sie nur besonders lange Ferien vor sich haben. Dass es spätestens nach dem Probejahr zurück nach Hamburg gehen wird. Weil die ganze Sache sowieso nichts bringt. Es ist vielleicht nicht fair, sich das zu wünschen, doch während sie sich jetzt erbarmungslos entfernen, wünscht er es sich mehr als alles andere.

Erst als der Motor leiser, wie auf gerader, freier Strecke, klingt, schlägt Sam die Augen auf.

Außer ihnen ist noch niemand auf der Autobahn unterwegs. Eine Spur heller wirkt der Himmel jetzt, es nieselt nur noch schwach und wenig später hört es auf zu regnen. Die Scheibenwischer schwingen quietschend hin und her, breiten über Dreck und zerquetschten Fliegenkörpern Schmierbögen aus wie Engelsflügel. Dad scheint das überhaupt nicht wahrzunehmen. Seit sie losgefahren sind, haben er und Mum nicht ein einziges Wort gewechselt.

„Dad, stell doch mal die Scheibenwischer aus und mach das Radio an!“, brüllt Sam von hinten in das Schweigen, das er plötzlich nicht mehr aushält.

Sein Vater stoppt die Scheibenwischer und fängt an, am Einschaltknopf zu fingern.

Viel zu laut dröhnt die Stimme eines Sprechers durch den Wagen. Dad zuckt zusammen, stellt das Radio leiser und sucht nach einem anderen Sender. Ein Rap von Eminem – „When I am gone“ – hämmert kurz durch den Wagen.

Knurrend drückt Dad auf die CD-Taste. *All you need is love* ... Die Beatles. Seine Favoriten. Ausgerechnet dieses Lied, als hätte er es für die Reise programmiert.

Sam lockert seinen Anschnallgurt, um ein Stück nach vorn zu rutschen. Er beugt sich vor und platziert seine Hände auf die Lehnen zwischen seinen Eltern.

Mum wendet kurz den Kopf, um ihn flüchtig anzulächeln. Sie trägt eine große Sonnenbrille, obwohl überhaupt kein Wetter

dafür ist. Dads Hals glänzt rosarot von einem alten Sonnenbrand. Ein Rot, das sich mit dem seiner Haare beißt. Mit dem rostroten Lockenkranz um seinen sonst kahlen Schädel.

Auch Mum wirkt fast, als wäre sie völlig kahl. Ihr dichtes schwarzes Kraushaar ist so kurz geschoren, dass man ihre Kopfhaut sehen kann. Tief dunkelbraun, fast genauso dunkel wie ihr Haar ist ihre Haut. Eine Korallenkette schmiegt sich eng um ihren langen, schlanken Hals.

Plötzlich erscheint sie Sam wie ein Bild. Das Bild eines fremden Zauberwesens. Felicitas – seine Mutter, die ihm oft ein Rätsel ist. Dad nennt sie Fe oder in besonderen Momenten *seine Fee*.

Wie so oft wünscht sich Sam, dass er Gedanken lesen könnte, um herauszufinden, was gerade in ihr vorgeht, was sie fühlt oder denkt. Ob sie selbst überhaupt daran glaubt, dass ihr dieser Probeumzug helfen wird? Er schickt ein Stoßgebet zum Himmel. Nichts Konkretes, etwas, das wie *bitte, bitte!* in ihm klingt. Dads Hoffnung muss in Erfüllung gehen! Schließlich zahlen er und Sam einen hohen Preis.

Sam verengt die Augen, bis vor seinem Blick alles wie in einem Aquarell verschwimmt. Auch der helle Bronzeton seiner Hände, die noch immer zwischen seinen Eltern liegen.

Die Farbe seiner Haut ist die perfekte Mischung.

„Sam, könntest du dir vorstellen, für einige Zeit auf Sylt zu leben? Unser Urlaub dort hat dir doch so gut gefallen.“

Mit diesen Worten hatte Dad ihn eines Abends im April vor vollendete Tatsachen gestellt. Das Gespräch zwischen Vater und Sohn fand hinter geschlossener Tür im Arbeitszimmer statt. Zweifellos, um ungestört zu sein. Oder auch, um die Bedeutung der Angelegenheit zu unterstreichen. Dad tut immer alles mit Bedacht. Jedenfalls das meiste.

Wie angeschossen stand Sam da. Unfähig aufzunehmen, was

er hörte, geschweige denn, einen Sinn darin zu sehen. *Natürlich nicht! Was für eine Scheißidee!*

Erst Sekunden später blitzte die Erkenntnis auf: Dieser Zwischenfall im Kaufhaus ...

„Bestimmt erinnerst du dich, wie gut es Mum auf der Insel ging. Das Leben in der Großstadt ... ich glaube, im Augenblick ist das zu viel für sie.“

Dad machte eine Pause. In seinen Augen lag eine Bitte und auch etwas Trauriges, das Sams Widerstand im Keim erstickte.

„Peter will für ein Jahr ins Ausland gehen und braucht dringend jemanden, der ihn vertritt. Ich hätte viel mehr Zeit für euch.“

Peter war Dads Studienfreund und wie er Orthopäde.

Sam biss sich auf die Unterlippe. Alles längst beschlossene Sache also! Und die Frage, ob er sich das vorstellen könnte, bloß eine von den Fragen, die sein Vater rhetorisch nannte.

„Und was passiert mit unserem Haus?“, fragte er.

„Es bleibt unser Haus“, erwiderte sein Vater fest. „Wir lassen unsere Möbel hier und nehmen nur das Allernötigste mit. Du kannst natürlich einpacken, was du willst. Wir werden das Haus vorläufig untervermieten. Für ein Jahr. Mehr soll es erst mal gar nicht sein. Danach wird man weitersehen. Wenn es uns allen besser geht, entscheiden wir gemeinsam, ob wir bleiben wollen.“

Er beugte sich vor. Lächelte. Ein Lächeln, das Sam jedes Mal umhaut, weil Dad nur ihn und Mum so anlächelt. So zärtlich.

„Sam, ich weiß, ich verlange ungeheuer viel von dir! Trotzdem hoffe ich, dass ich auf dich zählen kann.“

Ich kam an einem Sonntag im August in einem kleinen Dorf auf die Welt. Und genau an diesem Tag erhielt ich auch meinen Namen. Mein Vater hat ihn für mich ausgesucht, weil ich ein bisschen wie ein Junge aussah und er sich, nachdem er schon zwei Töchter

hatte, eigentlich einen Jungen wünschte. Er nannte mich Nkulikiyinka. Umehire hieß die Erstgeborene, Ingabire die zweite. Umehire, das bedeutet „Glück“, Ingabire „Geschenk“. Nkulikiyinka aber ist ein völlig anderer Name. Nkulikiyinka, das ist die, „die der Kuh hinterherläuft“. Meine Mutter wollte diesen Namen nicht, doch mein Vater hat sich durchgesetzt.

Ich war ein wildes Kind, das nur selten still sein konnte, pausenlos sprang ich herum wie ein junges Kalb, sodass mein Vater mich Inyana, „Kälbchen“, rief, und schon bald taten es die anderen auch.

„Inyana dies!, Inyana das!“ Den ganzen Tag lang lagen sie mir in den Ohren, versuchten mich zu bändigen, knufften, küssten und umarmten mich, was auf die Dauer wirklich lästig war. Sobald ich laufen konnte, floh ich zu den Kühen, die nach dem Weidegang ein Stück den Weg hinunter in den Ställen standen.

Fünf Kühe waren es, eine schöner als die andere, und alle hatten Monatsnamen. Mutarama, Mata, Ukwakira, Gicurasi und Kanama. Kanama heißt „August“. Kein Wunder, dass Kanama meine Lieblingskuh war, oder? Weil sie doch meinen Monatsnamen hatte und noch dazu die allerliebsten Augen der Welt! Du musst wissen, ich war felsenfest überzeugt, dass Kanama mir gehörte.

„Ich geh zu meiner Kuh“, war mein Spruch, mit dem ich meine Schwestern regelmäßig auf die Palme brachte.

„Zu deiner Kuh?“, fragte meine Mutter dann und zog die Augenbrauen hoch. Ich aber hob das Kinn.

Nur in Shorts und Badelatschen, das Waveboard neben sich, hockt Sam auf der Mauer vor dem Ferienhaus, das Dad für sie gemietet hat. Seit einer Woche sind sie hier und eigentlich könnte Sam sich wie im Urlaub fühlen. Das Haus hat alles, was man braucht, aber nichts von einem richtigen Zuhause. Helle Räume, zweckmäßig und modern eingerichtet, ein paar Drucke an den

weißen Wänden. Inselbilder. Überhaupt nicht zu vergleichen mit dem vollgestopften Haus in Hamburg, wo schon sein Vater aufgewachsen ist. Alles deutet darauf hin, dass sie hier wirklich nur vorübergehend bleiben werden.

Ungehindert brennt die Sonne von einem wolkenlosen Himmel, beißt Sam in die Schultern. Es ist völlig windstill, fast zu heiß. Für Mum allerdings endlich warm genug. Sie hat fest versprochen, heute mit zum Strand zu gehen. Nur eine kleine Landstraße müssen sie überqueren, dann führt der Weg über einen schmalen, sandigen Pfad durch ein Stück Heide direkt auf die Dünen zu.

Sam lässt die Terrassentür nicht aus den Augen, fragt sich zum x-ten Mal, wo seine Mutter bloß so lange steckt. Ob sie es sich womöglich wieder anders überlegt hat und einfach, wie so oft, ins Bett gegangen ist? Schon am hellen Tag zieht sie sich neuerdings dahin zurück.

Jetzt komm schon, Mum! Ungeduldig wirft Sam einen Blick auf seine Uhr. Ein bisschen Mühe könnte sie sich geben, findet er. Ihretwegen sind sie schließlich hier. Wegen dieser Kaufhaussache im April ...

Eines Abends war Sams Mutter von der Polizei zu Hause abgeliefert worden. Zwei Uniformierte standen plötzlich vor der Tür, zwischen ihnen Mum, die am ganzen Körper zitterte. Aschgrau im Gesicht, die Augen aufgerissen.

Gott sei Dank war Dad ausnahmsweise früh zu Hause, sodass er alles regeln konnte. Die Polizisten waren sehr entgegenkommend und nach der Übergabe auch gleich wieder weg. Heilfroh wahrscheinlich, dass sie Mum nicht in irgendeine Klinik oder Anstalt bringen mussten.

Grund genug hätten sie gehabt.

Sie war in einem großen Kaufhaus in der Innenstadt stundenlang kreuz und quer durch die Abteilungen geirrt. Abgesehen

davon, dass sie sowieso immer alle Blicke auf sich zieht, war sie aufgefallen, weil sie sich ständig irgendwo verkrochen hatte – in Kabinen, hinterm Wühltisch, zwischen Kleiderständern. Und wenn sie angesprochen wurde, stürzte sie davon. Schließlich hatte ihr der Kaufhausdetektiv den Weg versperrt und versucht, sie festzuhalten. Da war sie völlig ausgerastet. Hatte wie verrückt getobt, geschrien und sogar nach ihm geschlagen.

Sam hatte den Beamten fassungslos zugehört. Der Bericht passte überhaupt nicht in das Bild seiner Mutter, die immer so viel Wert darauf legte, dass man sich tadellos benahm.

Später hatte Dad versucht herauszufinden, warum Fe sich so verhalten hatte. Ob jemand sie vielleicht erschreckt oder beleidigt hätte, ob der Detektiv womöglich grob geworden sei ... Und so weiter. Aber Mum hatte geschwiegen und auf alle Fragen bloß den Kopf geschüttelt. Plötzlich aber waren dicke Tränen über ihr Gesicht gerollt. Ihre Miene blieb dabei völlig ausdruckslos, als merkte sie überhaupt nicht, dass sie weinte.

Einige Male hatte Sam schon gesehen, wie seine Mutter Tränen lachte, doch an diesem Tag sah er zum ersten Mal, wie sie weinte. Und das auf eine ganz stille, hoffnungslose Art, die ihn fertig machte.

Seitdem ist eine alte Angst plötzlich wieder in ihm hochgeschwappt. So gut er kann, versucht er sie zu verdrängen, doch er schafft es einfach nicht. Unmöglich, ohne Hamburg, ohne seine Freunde, mit denen er auf andere Gedanken kommen kann. Auf der Insel ist er so allein, dass er ständig grübeln muss.

Er erinnert sich noch genau, wann ihn diese Angst zum ersten Mal überfallen hat. Ungefähr drei Jahre muss er damals gewesen sein.

Es war in der Nacht, als er plötzlich aus dem Schlaf gerissen wurde, weil seine Mutter so entsetzlich schrie. Ihre leise, weiche Stimme schrill und fremd, als ob es gar nicht ihre wäre. Wie die

von einem Tier in Todesangst. In seiner Panik hatte er selbst losgeschrien und nicht mehr aufgehört, bis sein Vater an sein Bett gekommen war, um ihn zu beruhigen. „Es ist nichts, Sam ... Mum hat nur schlecht geträumt ... es ist schon vorbei.“ – Ja, es war vorbei, aber nur in dieser Nacht. In der nächsten, übernächsten und danach in vielen Nächten hatten ihre Schreie ihn geweckt.

Mums schlimme Träume haben nie ganz aufgehört, allmählich aber sind sie seltener geworden und Sam hat sich schließlich irgendwie daran gewöhnt. Jedenfalls ist er nicht mehr davon aufgewacht.

Bis vor Kurzem hätte er auch nie gedacht, dass mit ihr etwas nicht stimmen könnte. Obwohl sie nicht wie andere Mütter ist, die er kennt. Sehr verschlossen, fast unnahbar wirkt sie, und wenn sie angesprochen wird, reagiert sie meistens kühl und distanziert. Auch daran hat er sich irgendwie gewöhnt. Den Zwischenfall im Kaufhaus aber findet er ... nicht normal.

Sam pustet sich ins Gesicht.

Langsam wird es ihm zu heiß, außerdem hat er es satt zu warten. Er möchte an den Strand, ins Meer! Entschlossen rutscht er von der Mauer, schnappt sein Waveboard, um sich auf den Weg zu machen. Ohne seine Mutter.

Genau in dem Moment jedoch geht die Terrassentür auf und sie kommt endlich aus dem Haus. In sehr kurzen gelben Shorts und einem gelben Top mit weißen Streifen. Weiße Flipflops an den nackten Füßen, ein buntes Seidentuch wie einen Turban um den Kopf geschlungen. Die große Sonnenbrille auf der Nase und eine dicke gelbe Handtuchrolle in der Hand. Wie immer alles perfekt aufeinander abgestimmt.

Sam stellt zufrieden fest, dass sie für den Strand gerüstet ist.

Das Öl auf ihrer Haut, Kokosnuss, kann er von Weitem riechen, ihre langen Beine glänzen. Wie sie geht! Kerzengerade, aber locker. Unter ihren Schritten scheint der Boden nachzugeben.

Sam weiß, dass seine Mutter auf dem Kopf mühelos eine vollgepackte Einkaufstasche balancieren kann. Weil sie so unwahrscheinlich schön ist, drehen sich die Leute auf der Straße nach ihr um. Und wenn Dad sie ansieht, geht ein Licht in seinen Augen an.

Jedes Mal, wenn mein Vater unsere kleine Herde von einem Weideplatz zum nächsten, zu den Wassertrögen oder Ställen trieb, durfte ich ihm dabei helfen. Gewöhnlich tat unser Hirte diese Arbeit, aber wenn mein Vater da war, wollte er manchmal selbst nach dem Rechten sehen.

Barfuß trippelte ich zwischen ihm und den Tieren hin und her. Umklammerte einen viel zu großen Stock, fuchtelte damit herum und machte meiner Kuh und den anderen Beine. Stark und mächtig fühlte ich mich dann, obwohl ich gerade erst drei Jahre war.

Weißt du, meinen Vater liebte ich besonders und er mich, obwohl ich nur ein Mädchen war. Den Weg zurück von den Weiden trug er mich manchmal auf den Schultern, wobei er naserümpfend an meinen nackten Zehen schnüffelte, zwischen denen dicker Dreck und Kuhmist klebte.

„Du musst dir gleich die Füße waschen!“, sagte er und lachte. „Bevor Mama uns erwischt.“

Und ich kicherte, wenn seine Nase mich an den Füßen kitzelte, strampelte und stupste ihn mit den Zehenspitzen an. Dann konnte es passieren, dass er plötzlich wie ein wild gewordener Ziegenbock von einer Seite auf die andere sprang und mich fast hinunterwarf. Schreiend krallte ich mich an ihm fest, konnte mich vor Lachen nicht mehr halten, hörte nicht mehr auf, bis mir Tränen aus den Augen liefen.

Aus großer Höhe blickte ich triumphierend in die weite Welt, die mir zu Füßen lag, weil ich einen Vater hatte, der ein Baum war und mich trug.